

Felix Krulls Nachfolger

Speed-Datings mit sechs Stoffen und einem Thema: Junge Regisseure setzen sich im „Marshallplan“ mit Hochstapelei auseinander

Von Sabine Leucht

München – Das Maul zu weit aufreißern; Schuhe tragen, die man sich nicht leisten kann; im Internet ein Anderer sein – oder Menschen operieren, ohne je einen Hörsaal von innen gesehen zu haben: Die Hochstapelei besitzt vielerlei Facetten und hat, so Veronika Maurer, „auch viel mit unseren Grundpraktiken am Theater zu tun: mit der Lust am Verkleiden und Sich-Behaupten“. Deshalb kristallisierte sich die Hochstapelei als passendes Thema für ein letztes großes Spielzeit-Projekt des Residenztheaters heraus, das die junge Dramaturgin und ihr Kollege Stefan Bläske teilweise betreuen.

„Marshallplan“ steht als Titel über sechs Premieren in zwei Tagen, weil sie im Marshall stattfinden und Aufbauarbeit leisten: Man habe, sagt Bläske, junge Leute fördern, aber auch etwas Lustvolles-Sommerliches machen wollen und etwas mit Festivalcharakter. Und außerdem gab es da noch die Kooperation mit der Theaterakademie August Everding, an der sich die Resi-Dramaturgin Laura Ollivi gerade mit der Autorin Kathrin Röglga befasste. Die hat schon 2004 ein Stück zum Thema geschrieben: „Wir

Absolventen der Theaterakademie stehen mit Resi-Profis auf der Bühne.

schlafen nicht“ basiert auf Interviews mit Managern und anderen Hochleistungsfunktionären und Selbst-Fakern. Und weil das Inszenierungskonzept von Gregor Turecek einen hochschulinternen Wettbewerb gewann, ist es nun mit von der Partie: mit einer ganzen Menge dauer-sprechender Ballmaschinen, zwischen denen sich sportlich fundierte Optimierungsdenken fließt in das Gefäß totaler Überforderung verwandeln können.

Die Aufführung, in der Akademie-Absolventen neben Resi-Schauspielern auf der Bühne stehen, ist an dieselben strengen Regeln gebunden wie alle anderen: Sie darf nur eine Stunde dauern und – geplobt wird bei geringem Budget nur zwei bis drei Wochen lang. Da liegt es nahe, auch von den drei Regieassistenten des Hauses und den zwei jungen Gästen Alexander Riemschneider und Gernot Grünewald keine ausinszenierten Wunderdinge zu erwarten und auch nicht danach zu fragen, ob dieses Speed-Dating mit einem Stoff wirklich das ist, was ein Neuling in dieser komplexen Kunst braucht. Doch weil es üblich ist und die Möglichkeiten, sich zu zeigen, rar sind, seien die jungen Teams allesamt „ganz heiß“, so Maurer, die versucht, aus der Not eine Tugend zu machen: „Wir haben das Thema so gelesen, dass es auch formal um Hochstapelei geht. Darum versu-



Tennisbälle aus der Maschine überfordern die jungen Optimierungsdenker auf der Marshallbühne – im Vordergrund Katrin Röver.

Foto: Christian Zach

chen wir, in zwei drei Wochen sehr viel heiße Luft aufzublasen.“ Der lustvolle Bluff, die schnelle Skizze als Prinzip.

Dabei haben sich die Jungregisseure keinesfalls eine leichte Aufgabe gesucht: Abend zwei, der am Freitag Premiere hat, vereint mit Heiner Müllers „Hamletmaschine“ (19 Uhr) und Michail Bulgakows „Hundeherz“ (20.30 Uhr) moderne Klassiker von einigem intellektuellen Format. Und auch Max Frisch, dessen schonungslos Fragen an das Ich Alexander Riemschneider unter die Lupe nimmt (22 Uhr), sollte man nicht unterschätzen.

Da ist gut dran, wer sich beizeiten Hilfe holt. Katrin Plötner hat ihre auf der Bühne stehen, denn Robert Niemann, laut Bläske ein großer Heiner Müller-Fan mit einem DDR-Pfäcken auf dem jugendlichen Buckel, habe so viel drama-

turgische Arbeit geleistet, dass aus Müllers Abgesang auf die Verstellungs- und Verführungskunst „fast eine persönliche Arbeit“ geworden sei: die Konfrontation eines Schauspielers mit seinem Idol. Und Martina Greller kann bei der Umsetzung von Bulgakows böse Optimierungs-Groteske nicht nur auf den famosen Sherja Lacher bauen, sondern hat sich vorab auf Münchner Straßen nach Figuren umgesehen, die den Schönheitschirurgien- und Hundebesitzer-Typen des Romans entsprechen.

Nicht nur inhaltlich aus der Reihe tanz David Gieselmanns „Container Paris“, in dem an diesem Donnerstag um 22 Uhr sieben Schauspieler und drei Musiker zusammen mit Regisseur Robert Gerloff einer fixen Idee nachgehen: In der Werkstattinszenierung – der Autor schreibt noch – reist der Angestellte

Hans-Peter Grothe auf der Suche nach einem Container durch Europa und findet immer mehr begeisterte Mitsucher. Darunter ein Supermodel mit diversen exotischen Problemen und Grothes eigenen Chef. Hier, sagt Maurer, „geht es nicht um eine gefakte Identität, sondern um die Kreation eines ganz großen Versprechens, ohne dass es je Anzeichen dafür gibt, dass und wozu besagter Container überhaupt existiert.“ Etliche Parallelen zum Gralsmotiv seien dem Team bei der Probenarbeit gekommen. Aber weil die Such-Firma am Ende weltweit Anteilsscheine verkauft, denkt man unwillkürlich auch an den Börsengang von Facebook oder andere gepöbelte Blasen.

Wie entstehen Hypes? Warum erheben große Ideen die Menschen? Wie funktioniert – so Bläske – die alltägliche Hochstapelei der Marketingstrategen, „die uns

Container ohne Inhalt als sichere Bank verkaufen?“ Fragen über Fragen. Ganz nah an die klassische Hochstapelei wagt sich zum Auftakt des ersten, eher performativen „Marshallplan“-Abends Gernot Grünewald heran: Schon bei den Recherchen zur Stückentwicklung „Lügen sucht im Dienste der Ich-Erhöhung“ hätte ein Schauspieler problemlos in die Fußstapfen des praktizierenden Nicht-Arztes Gert Postel treten können, wogegen sich der Aspirant für die Testfahrt mit einem Nobelwagen viele Fragen gefallen lassen musste. Videosequenzen dieser Selbsterfahrungsstrips werden dabei zu sehen. Und Darsteller, die nun wissen, wie Hochstapelei sich anfühlt.

www.residenztheater.de (Die Aufführungen können auch einzeln gebucht und besucht werden, besser aber in bloc)

Hertzammer

Sommer in der Stadt

Andrés kommt mit seinem Sonnenhit

Sommerlieder sind – mit dem Protestlied – das wahrscheinlich Schwierigste, was man sich als Popkünstler vornehmen kann. Wenn man auf sich am Stand räkelnde Bikinimädchen, einen spanischen Refrain und ein paar dümmliche Tanzbewegungen verzichtet, die zusammen den „alternativen Sommerhit“ mit den „heiligen Rhythmen“ ergeben sollen. Doch selbst ohne diese künstlerische Selbsterniedrigung und mit der Erkenntnis, dass auch im Sommer nicht alle fast unbekleidet irgendwo Sangria saufen, ist der Weg zum guten Sommerlied noch weit.

Paul van Dyk, berühmt geworden mit Trance, von manchen auch verächtlich Kirmestango genannt, hat das nur bedingt verstanden. Einer der wenigen aus Deutschland kommenden internationalen Superstars der elektronischen Tanzmusik unterschätzt die Schwierigkeiten der Hitproduktion zwar nicht, doch das neue Album des Berliners, „Evolution“, das erste seit 2007, lässt genau das vermischen: die Evolution, die Verbesserung. Beim Hören überfällt einen ein Unbehagen an diesen überzuckerten Popsongs, der Wunsch nach Intensität. Wirkliche Hits sind so gut, dass sie einen nie langweilen. Genau im Gegenteil: Je besser man sie kennt, desto besser will man sie kennenlernen. Die Tracks auf „Evolution“ haben aber alle nach dem ersten Mal nichts Neues mehr zu bieten, man kennt sie eigentlich schon, bevor man sie gehört hat. So darf kein Sommer sein.

Der perfekte Sommertrack dagegen zeigt, dass die mit dem Sommer verbundene Idee des Paradieses eigentlich dämonischer als die Hölle ist. Die Vorstellung vollkommener Glückseligkeit ist qualitativ, viel unreichlicher. Deshalb braucht jeder sommerdurchtränkte Track meist etwas Melancholie zum Strahlen. Nur dann verfügt er über so viel stimulierende, so viel narkotische Macht, dass er den Zuhörer in einen Zustand versetzt, in dem es keine Vergangenheit und keine Zukunft gibt. Nur Gegenwart.

Andrés ist so ein Track gelungen. Kaum ein DJ, der auf sich hält, hat „New For U“ im Moment nicht im Koffer. Ein infektiöser Beat, hypnotische Streicher- und Stimmensamples. Das Stück, das hierzulande weithin unbekanntes DJs aus Detroit, der dort das Erbe des Detroit-Techno weiterführt, kann eine Sommer-nacht endlos erscheinen lassen. Viel länger jedenfalls, als „Endless Summer“, der aktuelle Bikini-Hit. Den hat kein Sommer verdient. Sebastian Gierke

Andrés Freitag, 6. Juli, Bob Beaman, Gabelsbergerstraße 4 und Paul van Dyk, Samstag, 7. Juli, 22 Uhr, Freizeithalle, Rainer-Werner-Fassbinder-Platz 2.

Eine Stadt spielt sich selbst

Die Inszenierung eines Theaterstücks von KZ-Häftlingen offenbart das schwierige Verhältnis zur NS-Geschichte Dachaus

Dachau – Manche in der Stadt werden Karen Breece vielleicht als eine Neubesetzung in der Geschichte schon wackeln. Aber das trifft es nicht, obschon die 41-jährige Regisseurin den Dachauern ziemlich viel abverlangt. Dass sie mit ihrem Ensemble ein Theaterstück von KZ-Häftlingen aus dem Jahr 1943 inszeniert, erregte durchs Argwohn. Viele Dachauer tun sich immer noch schwer, über die Jahre von 1933 bis 1945 zu reden. Das merkte die Deutsch-Amerikanerin Karen Breece sofort, als sie vor acht Jahren in die Stadt kam. Mit Dachau assoziiert man heute weltweit das frühere Konzentrationslager und die Verbrechen des Naziregimes. Da hatten es die Münchner schon immer leichter: Hitlers Lieblingsstadt präsentiert sich heute dem Ausland als Heimat des FC Bayern und des Oktoberfests. Die Vergangenheit, die nicht vergehen will, ist in Dachau mehr präsent als in anderen deutschen Städten. Und jetzt spielt in dem KZ-Stück Dachau auch noch die Hauptrolle.

Jahrzehnte langnete die Stadt, die 1937 auf Initiative der SS eine Buslinie zu deren Siedlung beim Konzentrationslager eingerichtet hatte, ihre vielfältigen, auch wirtschaftlich rentablen Beziehungen zum KZ. Pfarrer Friedrich Pfanzelt strickte sofort am Mythos von einem Dachau, das mit dem KZ nichts zu tun gehabt habe. Am 12. Mai 1945, zwei Wochen nach der Befreiung durch amerikanischen Soldaten, predigte er: „Wir Dachauer aber ... sind nicht schuldig und haben nicht den geringsten Teil daran!“ An das Leid der Häftlinge, an die mehr als 40.000 Toten wollte niemand denken. Wie überall in Deutschland sahen sich auch die Dachauer als Opfer und fürchteten um den Ruf ihrer Stadt.

Auf Verdrängen und Vergessen setzt die Stadtpolitik aber schon lange nicht mehr. Dem Auswärtigen-Überlebenden und Vizepräsidenten des Internationalen Dachau-Komitees Max Manheimer verlieh die Stadt die Ehrenbürgerwürde. Oberbürgermeister Peter Bürgel wirbt um eine Partnerstadt in Israel und pflegt



Nazimitläufer Heinrich von Lämmermann, gespielt vom Dachauer Kulturreferenten Dominik Härtl, trinkt aus der Blechschüssel. Foto: Niels Jørgensen

viele Kontakte zu Überlebenden. Aber das Versäumnis einer ehrlichen Auseinandersetzung in früheren Jahren wirkt nach. Jeder fünfte Deutsche ist heute antizemitisch eingestellt. Dagegen hilft kein staatlich verordnetes und ritualisiertes Gedenken an Jahrestagen, das auch eine Form des Vergessens ist. Dem setzt Karen Breece ihre Inszenierung entgegen: „Es ist der Versuch einer menschlichen und ganz persönlichen Auseinandersetzung der Dachauer mit der Geschichte ihrer Stadt.“ Das fiel dem Ensemble aus Dachauern zwischen 16 und 74 Jahren nicht leicht. Zum Beispiel der 62-jährige Eduard Höfl. Mit 18 hat er einmal die KZ-Gedenkstätte Dachau besucht: „Seitdem, also seit 40 Jahren, habe ich den Holocaust und den Nationalsozialismus von mir fern gehalten.“

Es war ein Glücksfall, dass Breece im Archiv des Wiener Literaturhauses auf ein fast vergessenes Theaterstück stieß. Von Januar bis März 1943 stand das KZ

wegen einer Typhusepidemie unter Quarantäne. Die SS mordete wahllos und deportierte die Kranken in die Vernichtungslager. Und dann: „Im Lager spielen die Häftlinge jetzt auf dem Appellplatz Fußball, auch ist eine Freilichtbühne errichtet worden“, notierte der Häftling Egid Kupfer-Koberwitz am 31. Mai ironisch in seinem heimlich geführten Tagebuch. Der Hintergrund: Himmler erlaubte zur Hebung der Arbeitsleistung arbeitsfähige Häftlinge den Empfang von Lebensmittelpaketen und kulturelle Betätigungen. Das nutzten einige Häftlinge für eine kühne Widerstandsaktion aus. Der Wiener Journalist Rudolf Kalmay (1900 bis 1974) schrieb die Ritterburleske „Die Blutschlacht auf dem Schreckenstein“ als eine Pessiflage auf Hitler und den Nationalsozialismus. Den Raubritter Adolar spielte der spätere Defa-Star Erwin Geschonck. Die SS verstand die Hitler-Satire nicht. Aber die Häftlinge waren begeistert.

Eine düstere Lagerhalle der aufgelassenen Papierfabrik bietet die angemessene Kulisse für das Stück. Das ganze Bühnenbild besteht aus einer Kiestrecke, die zwischen einander gegenüberliegenden Zuschauerängen verläuft. Die Aufführung meidet jeden Naturalismus, die Regisseurin symbolisiert den Lageralltag nur, setzt dafür sparsam und sensibel Requisiten, Licht und Musik ein. Der „Stumme Bißler“, gespielt von Shafiq Muhsini, einem afghanischen Flüchtling aus der Asylbewerberunterkunft am Rangsee Dachau, schlägt die Brücke zur Gegenwart. Die Figur steht für den Verlust an Empathie, der Verbrechen und deren Verdrängung erst möglich macht. Die Naziverbrechen werden mit aktuellen Menschenrechtsverletzungen also keineswegs gleichgesetzt.

Die fesselnde Neuinszenierung lebt vom mitreißenden Spiel der Laiendarsteller – und von dem Mut, mit dem sie ihre Gefühle im Umgang mit der erdrückenden Geschichte ihrer Stadt offenbaren. Die Inszenierung stellt ein Erinnern in Frage, das sich vor der Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte drückt. Auch die betonte Sachlichkeit wissenschaftlicher Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus errichtet eine Mauer zwischen dem Damals und dem Heute. Nicht jeder Darsteller überwindet sie, aber alle sind bis an ihre psychischen Grenzen gegangen. Ein Mitwirkender, Kulturreferent Dominik Härtl, schätzte zunächst das Theaterprojekt für Dachau als ein Wagnis ein. Aber Karen Breece hat keinen Bernhardschen „Heldenplatz“ inszeniert. Sie leidet und freut sich mit den Dachauern. Die Vergangenheit wirkt auch in ihre Gegenwart hinein – daher fliehen zu Dachau, ist aussichtslos.

Helmut Zeller
Die Premiere am 5. Juli ist ausverkauft. Karten noch für die Aufführungen am 19. und 21. Juli, 20.30 Uhr, erhältlich bei MD-Papierfabrik, Ostenstraße 5, Dachau. Vorverkauf bei München Ticket und der Touristinformation Dachau

Frischer Wind

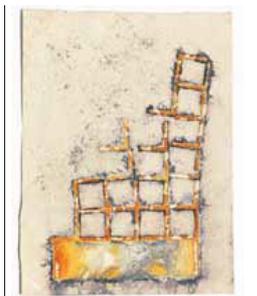
Die Künstlergruppe „Föhn“ will nun die Großstadt erleben

München – Föhn in München ist nichts Ungewöhnliches. Dass er im Münchner Künstlerhaus ausstellt, schon eher. Die Maler und Bildhauer, die sich hinter diesem Namen verbergen, haben aber ein klares Ziel: „Wir wollen frischen Wind nach München bringen“, sagt Andrea Kreipe, Vorsitzende der Netzwerks.

Wer an Föhn denkt, assoziiert möglicherweise Kopfweh, vielleicht auch die Farbe Blau. Beides passend, findet Kreipe. Kunst müsse ja nicht nur angenehm sein, und Blau habe als Farbe eine emotionale Ebene. Vielleicht vermischt der eine oder andere auch eine Nähe zur Künstlergruppe „Blauer Reiter“. Aber die hatten einen einheitlichen Ansatz, wir nicht. Wir sind ein buntes Gefüge.

Trotzdem haben auch die Künstler des Netzwerks Gemeinsamkeiten: die professionelle, meist akademische Ausbildung und die Liebe zum Landleben. Nach dem Studium kehrten sie der Stadt wieder den Rücken, zogen in Dörfer oder Kleinstädte im Westen von München und arbeiteten dort. Im Lauf der Jahre stellten sie fest, dass es trotz geräumiger Ateliers schwierig ist, als Künstler in dieser Gegend zu überleben. Nicht dass die Kunstszene in der Gegend um Weilheim, Schongau oder Landsberg – der bevorzugten Wohnlage der Föhn-Mitglieder – nicht rege wäre, aber sie ist sehr gemischt. „Hier gibt es viele, die Kunst nebenbei als Hobby betreiben und nicht davon leben müssen“, sagt Kreipe, die in Böbling lebt. Auch das kunstinteressierte Publikum ist eher dünn gesät, genauso wie geeignete Ausstellungsmöglichkeiten. Und seitdem die Kommunen in finanziellen Nöten sind, sparen sie gern Kunst am Bau ein, was manchem Bildhauer das Überleben noch schwieriger macht. Gründe genug also, sich zusammenzuschließen, gemeinsam Kontakte zu knüpfen und die Anbindung an die Großstadt zu suchen.

Sogar zu einer Vereinsgründung rängen sich die Künstler im März durch, der öffentlichen Fördermittel wegen. 19 Mitglieder zählt das Netzwerk inzwischen, die Hälfte davon sind keine Maler oder



Das Künstlernetzwerk „Föhn“ stellt im Künstlerhaus aus. Hier Andrea Kreipes Arbeit „Gerüst“. Foto: Föhn

Bildhauer, sondern Förderer aus Gesellschaft, Politik und Wirtschaft, die sich für zeitgenössische Kunst engagieren wollen. Eine erste gemeinsame Ausstellung auf Schloss Kaltenberg hat Föhn bereits hinter sich. Zu Präsentation in Münchner Künstlerhaus steuert Bildhauer Marinus Wirtl wertige, bunte Objekte bei, die er aus Metall-Fundstücken arrangiert hat. Sein Vater Ernst Wirtl ist mit einem Bronzeakt verbunden, während sich Kreipe auf Grafiken beschränkt. Zu sehen sind auch Relieffarbeiten von Ilse Bill, Gemälden und Zeichnungen von Manfred Hinkel, Balduz Geipel, Daniela Kammerer und Karl Schleich.

Zwei Ausstellungen pro Jahr plant die Gruppe an besonderen Orten, etwa im Herbst im Sommerkeller in Bernried. Bei jeder Ausstellung wollen sie Neues zeigen, sagt Kreipe mit Blick auf die Uhr. Höchste Zeit, dass sie zurück aus Land in ihre Ateliers kommt. Sabine Reithmaier

Föhn in München, 6. bis 19. Juli, Münchner Künstlerhaus